

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27073-4

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Laura Barnett wurde 1982 in London geboren, wo sie zusammen mit ihrem Ehemann lebt. Sie hat Spanisch, Italienisch und Journalismus in Cambridge und London studiert. «Drei mal wir» ist ihr erster Roman. Er stand in England auf Platz 1 der Bestsellerliste, wurde von der Presse gefeiert und in zweiundzwanzig Länder verkauft.

«*Ein kluges und warmherziges Buch.*» (The Times)

«*Barnett, 33, erzählt mit erstaunlicher Lebensklugheit und großem Einfühlungsvermögen in ihre Figuren. In England war es DAS Sommerbuch 2015. Das kann ich gut verstehen!*» (Emotion)

«*«Drei mal wir» fängt all die kleinen Momente ein, die unser Leben verändern können, und zeigt klug, wie wertvoll jeder Augenblick wirklich ist.*» (Cleo)

«*Ein kluges, gefühlsvolles Debüt.*» (Grazia)

«*Spannend!*» (Die Welt)

«*Ein lebenskluger Roman.*» (Glamour)

«*Es wird nie langweilig, weil viel mehr passiert als in anderen Büchern.*» (Radio 1 Live)

Laura Barnett

Drei mal wir

Roman

Aus dem Englischen von Judith Schwaab

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel «The
Versions of Us» bei Weidenfeld & Nicolson, London.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, September 2017
Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
«The Versions of Us» Copyright © 2015 by Laura Barnett
Umschlaggestaltung any.way, Hamburg, nach der
Originalausgabe von Weidenfeld & Nicolson Books
Umschlagillustration Sinem Erkas / Orion Books; Knud Jaspersen
Satz aus der Kepler PostScript,
PageOne, bei Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck, Germany
ISBN 978 3 499 27073 4

Inhalt

Widmung

Motto

1938 - So fängt alles an.

Erster Teil

Panne

Pierrot

Herbst

Regen

Mutter

Kathedrale

Zuhause

Gypsophila

Flut

Brücke

Gesicht

Rosa Haus

Gastgeberin

Tänzerin

Algonquin

Algonquin

Zweiter Teil

Ausstellung

Lagerhaus

Wattwürmer

Wunder

Abschied

Frost

Dreißig

Dreißig

Dreißig

Einladung

Einladung

Erwartung
Montmartre
Interview
Insel
Heimkehr
Geranien
Dichter
Pfefferkuchen
Nachglühen
Erde
Frühstück
Erde

Dritter Teil

Bella
Pronto soccorso
Landung
Man Ray
Vater
Hamlet
Schneeball
Rat
Vermisst
Sechzig
Umweg
Sechzig
Rettung
Pinien
Strand
Kaddisch
Kaddisch
Kaddisch

2014 - Und so endet es.

Danksagung

Quellenangaben

1938

So fängt alles an.

Eine Frau steht an einem Bahnsteig, einen Koffer in der rechten Hand, ein gelbes Taschentuch in der linken, mit dem sie sich das Gesicht abtupft. Die von feinen Äderchen durchzogene Haut um ihre Augen ist feucht, der Kohlerrauch kratzt sie in der Kehle.

Niemand ist da, um ihr hinterherzuwinken. Sie wollte nicht, dass sie sie begleiteten, obwohl ihre Mutter geweint hat, was sie jetzt bestimmt auch tut. Und doch steht sie jetzt auf Zehenspitzen und blickt suchend über das Gewusel von Hüten und Fuchspelzen. Vielleicht hatte ja Anton genug von Mamas Weinen, hat sie auf ihrem Toilettenstuhl die lange Treppe heruntergetragen und ihr die Handschuhe übergezogen. Doch es ist kein Anton da und auch keine Mama. Nur unbekannte Gesichter in der Bahnhofshalle.

Miriam steigt in den Zug und steht blinzelnd im schummrigen Licht des Ganges. Ein Mann mit einem schwarzen Schnurrbart und einem Geigenkasten schaut ihr ins Gesicht und dann auf ihren Bauch, der eine gewaltige Kugel ist.

«Wo ist Ihr Mann?», fragt er.

«In England.» Der Mann sieht sie an, legt den Kopf schief, wie ein Vogel. Dann beugt er sich vor und nimmt mit der freien Hand ihren Koffer. Sie will protestieren, doch er geht ihr bereits voraus.

«In meinem Abteil ist ein Platz frei.»

Sie reden auf der gesamten, langen Fahrt nach Westen. Er bietet ihr Hering und Gurken aus einer feuchten Papiertüte an, und Miriam bedient sich, obwohl sie Hering nicht ausstehen kann, denn sie hat seit mindestens einem Tag nichts mehr gegessen. Sie spricht es nicht aus, dass es in England gar keinen Ehemann gibt, aber er weiß es. Als der

Zug an der Grenze ruckelnd zum Stehen kommt und die Grenzposten alle Fahrgäste auffordern auszusteigen, hält sich Jakob dicht bei ihr. Zitternd stehen sie da, der getaute Schnee durchweicht ihre undichten Schuhsohlen.

«Ihre Frau?», fragt einer der Soldaten Jakob und greift nach ihren Papieren.

Jakob nickt. Sechs Monate später, an einem strahlend klaren Tag in Margate, schläft das Baby in den kräftigen Armen seiner Ehefrau – denn das ist es, was Miriam wird.

Und auch hier fängt es an.

Eine andere Frau steht in einem Garten, inmitten der Rosen, und reibt sich das Kreuz. Sie trägt einen langen blauen Malerkittel, der ihrem Mann gehört. Er ist drinnen und malt, während sie über die große Kugel ihres Bauches streicht.

Es hat sich bewegt, ganz kurz, doch dann war es wieder vorbei. Ein Gartenkorb, halb gefüllt mit Schnittblumen, liegt zu ihren Füßen. Sie holt tief Luft und saugt den klaren, apfelartigen Duft nach frischem Gras ein. Vorhin, gleich in der Frühe, hat sie den Rasen mit einer Gartenschere getrimmt. Sie muss immer irgendetwas tun. Stillstand macht ihr Angst, die Leere legt sich dann über sie wie ein weißes Laken, so weich, so tröstlich. Und sie fürchtet, dass sie darunter einschläft und das Baby mit ihr.

Vivian bückt sich, um den Korb hochzuheben. In dem Moment verspürt sie ein heftiges Ziehen. Sie taumelt, stößt einen Schrei aus. Lewis kann sie nicht hören: Er lässt immer Musik laufen, wenn er arbeitet. Meistens Chopin, manchmal Wagner, wenn die Farben dunkler werden. Sie fällt zu Boden, der umgekippte Korb neben ihr. Rosen liegen verstreut auf dem Gartenweg, rot und rosa, die Blütenblätter zerdrückt und welk, und verströmen einen widerlich süßen Duft. Da ist der Schmerz wieder, Vivian schnappt nach Luft.

Ihr fällt ihre Nachbarin, Mrs. Dawes, ein, und sie ruft nach ihr.

Kurze Zeit später packt Mrs. Dawes Vivian sicher an den Schultern und hievt sie auf die Bank neben der Tür, die im Schatten liegt. Sie schickt den Jungen vom Kaufmannsladen, der am Zaun gestanden und geglotzt hat, zum Arzt, während sie nach oben zu Mr. Taylor eilt. Was für ein sonderbarer kleiner Mann, mit seinem Schmerbauch und der Stupsnase; überhaupt nicht, wie sie sich einen Künstler vorstellen würde. Aber er ist liebenswert. Und charmant.

Vivian nimmt nichts mehr wahr außer den Wehen, der plötzlichen Kühle von Bettlaken auf ihrer Haut und wie sich Minuten zu Stunden dehnen, endlos, bis schließlich der Arzt zu ihr sagt: «Ihr Sohn. Da ist er, Ihr Sohn.» Dann blickt sie hinab und sieht ihn, erkennt ihn, wie er mit den wissenden Augen eines alten Mannes zu ihr emporblinzelt.

Erster Teil

Erste Version

Panne

Cambridge, Oktober 1958

Später wird Eva denken: *Wenn dieser rostige Nagel nicht gewesen wäre, hätten Jim und ich uns nie kennengelernt.*

Manchmal wird ihr dieser Gedanke mit einer Wucht durch den Kopf gehen, dass ihr der Atem stockt. Dann wird sie ganz still daliegen, zusehen, wie sich das Licht an den Vorhängen vorbeistiehlt, und über den genauen Winkel ihres Reifens auf dem holprigen, grasbewachsenen Weg nachdenken; über den Nagel selbst, rostig und krumm; über den kleinen Hund, der am Wegrand schnüffelte und das Geräusch ihrer Gangschaltung und der Reifen auf dem Boden überhaupt nicht wahrnahm. Sie hatte dem Tier ausweichen müssen und war dann genau über den rostigen Nagel gefahren. Wie leicht – und wie viel wahrscheinlicher – wäre es gewesen, dass all diese Dinge nicht passiert wären?

Doch das wird später sein, wenn ihr ganzes Leben vor Jim wie tonlos erscheint, ohne Farbe, als wäre es kaum eines gewesen. Jetzt, im Moment der Panne, ist da nur ein kleiner Riss und das Zischen von entweichender Luft.

«Verdammt», sagt Eva. Sie tritt in die Pedale, doch ihr Vorderrad schlackert. Sie bremst, steigt ab, kniet vor dem Rad, um den Schaden zu begutachten. Der Hund hält sich reumütig im Hintergrund, bellt, als wollte er sich entschuldigen, tippelt dann seinem Besitzer hinterher, der mittlerweile ein gutes Stück weiter vorne ist – eine kleiner werdende Gestalt in sandfarbenem Trenchcoat.

Da ist der Nagel. Er sitzt an einem gezackten, mindestens fünf Zentimeter langen Riss im Reifen. Eva drückt die Ränder des Lochs zusammen, weitere Luft entweicht, ein rauhes Zischen. Der Reifen ist fast platt. Sie wird das Fahr-

rad zum College zurückschieben müssen, obwohl sie jetzt schon zu spät dran ist für das Tutorium. Professor Farley wird denken, dass sie ihren Aufsatz über die *Vier Quartette* nicht fertigbekommen hat, dabei hat sie sich zwei ganze Nächte damit um die Ohren geschlagen. Er liegt in ihrem Rucksack, ordentlich kopiert, fünf Seiten plus Fußnoten. Sie war ziemlich stolz darauf, hatte sich gefreut, ihn vorzulesen und den alten Farley aus dem Augenwinkel dabei zu beobachten, wie er sich vorbeugt und mit den Augenbrauen zuckt, was er immer tut, wenn ihn etwas wirklich interessiert.

«*Scheiße*», sagt Eva. In schwierigen Situationen kommt ihr Deutsch durch.

«Alles in Ordnung?»

Sie kniet noch immer, das Fahrrad lehnt schwer an ihr. Sie betrachtet den Nagel, fragt sich, ob sie größeren Schaden anrichtet, wenn sie ihn herauszieht, anstatt ihn drinzu lassen. Sie blickt nicht auf.

«Alles klar, danke. Ist nur ein Loch.»

Der Mann, wer auch immer es ist, sagt nichts. Sie vermutet, dass er weitergegangen ist, doch dann bewegt sich sein Schatten auf sie zu: ein hutloser Mann, der in seine Jackentasche greift. «Vielleicht kann ich dir helfen. Ich hab Flickzeug dabei.»

Jetzt blickt sie auf. Hinter einer Baumreihe geht gerade die Sonne unter – in wenigen Wochen ist Michaelistag, und schon werden die Tage wieder kürzer –, wodurch der Mann im Gegenlicht steht und sein Gesicht nicht zu erkennen ist. Sein Schatten, der wie angewachsen an den Füßen mit den abgetragenen Halbschuhen wirkt, ist überdimensional lang, obwohl der Mann ganz normal groß ist. Er ist etwa in ihrem Alter, hat hellbraunes Haar, das einen Schnitt brauchen könnte. In der freien Hand hält er ein Penguin-Taschenbuch. Eva kann den Titel auf dem Rücken erkennen, *Schöne neue Welt*, und erinnert sich sofort an den Nach-

mittag, an dem sie sich vollkommen in Huxleys sonderbar erschreckender Zukunftsvision verloren hatte. Es war ein Wintersonntag, ihre Mutter buk in der Küche Vanillekipferl, und aus dem Musikzimmer stiegen die Geigenklänge ihres Vaters nach oben.

Sie legt das Fahrrad behutsam auf dem Boden ab und steht auf. «Das ist sehr freundlich von dir, aber ich weiß überhaupt nicht, wie man einen Reifen flickt. Bei mir macht das immer der Sohn von unserem Hausmeister.»

«Klar.» Er klingt heiter, kramt jetzt aber stirnrunzelnd in seiner Tasche. «Fürchte, da war ich etwas voreilig. Keine Ahnung, wo das Flickzeug ist. Tut mir leid, sonst hab ich immer welches dabei.»

«Auch wenn du gar nicht mit dem Rad unterwegs bist?»

«Ja.» Er trägt einen College-Schal – gelb und braun gestreift, wie eine Biene –, locker um den Hals geschlungen. Bestimmt ist er Student: Gewöhnliche Jungen aus der Stadt klingen irgendwie anders und tragen bestimmt keine Ausgabe von *Schöne neue Welt* mit sich herum. «Man soll im Leben immer auf alles vorbereitet sein. Außerdem bin ich meistens mit dem Rad unterwegs.»

Er lächelt, und Eva bemerkt, dass seine Augen dunkelblau, fast violett sind und seine Wimpern länger als ihre. Bei einer Frau würde man das als schön bezeichnen, bei einem Mann hat es etwas Beunruhigendes. Jedenfalls fällt es ihr schwer, seinem Blick zu begegnen.

«Dann bist du also Deutsche?»

«Nein», sagt sie etwas zu streng. Er schaut verlegen zur Seite.

«Oh. Entschuldigung. Hab dich fluchen gehört: *Scheiße*.»

«Verstehst du Deutsch?»

«Eigentlich nicht. Aber ich kann <Scheiße> in zehn Sprachen sagen.»

Eva lacht. Sie hätte nicht so schnippisch sein sollen.
«Meine Eltern sind Österreicher.»

«*Ach so.*»

«Dann sprichst du ja doch Deutsch!»

«*Nein, Liebling.* Nur ein bisschen.»

Ihre Blicke begegnen sich, und auf einmal hat Eva das Gefühl, ihn schon mal irgendwo gesehen zu haben, aber sein Name fällt ihr nicht ein. «Studierst du Anglistik? Wer hat dich denn auf Huxley gebracht? Ich dachte, was Moderneres als *Tom Jones* lassen sie uns gar nicht lesen.»

Er schaut auf sein Taschenbuch hinab und schüttelt den Kopf. «Nein, nein, den Huxley lese ich nur so. Ich studiere Jura. Aber wir dürfen trotzdem Romane lesen, weißt du.»

Sie lächelt. «Klar.» Dann hat sie ihn also nicht bei den Anglisten gesehen. Vielleicht hat ihn ihr mal jemand auf einer Party vorgestellt. David kennt so viele Leute – wie hieß noch dieser Freund von ihm, mit dem Penelope auf dem Caius-May-Ball getanzt hat, bevor sie mit Gerald zusammenkam? Der hatte allerdings himmelblaue Augen, ganz anders als diese hier. «Du kommst mir irgendwie bekannt vor. Sind wir uns schon mal begegnet?»

Der Mann legt den Kopf schief und schaut sie an. Er ist blass und sieht mit den Sommersprossen auf der Nase ziemlich englisch aus. Bestimmt werden sie beim ersten Sonnenschein sofort dichter und vermehren sich, und er hasst es und verflucht seine empfindliche Haut.

«Ich weiß nicht», sagt er. «Ich hab auch das Gefühl, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass ich mich an dich erinnern würde.»

«Ich heiße Eva. Eva Edelstein.»

«Aha.» Er lächelt wieder. «An *den* Namen würde ich mich bestimmt erinnern. Ich bin Jim Taylor. Zweites Jahr, am Clare. Bist du am Newnham?»

Sie nickt. «Auch zweites Jahr. Und ich habe ein Problem, weil ich gerade mein Tutorium verpasse, nur weil irgendein Idiot hier einen rostigen Nagel hingeschmissen hat.»

«Ich müsste eigentlich auch in einem Tutorium sein. Aber ich hatte mir sowieso überlegt, heute nicht hinzugehen.»

Eva sieht ihn skeptisch an. Sie hat wenig übrig für Leute, die ihr Studium auf die leichte Schulter nehmen, weil sie es im Grunde für nebensächlich halten – meistens Jungs, und noch dazu solche, die auf einer teuren Privatschule waren. Doch ihn hatte sie eigentlich nicht für so einen gehalten. «Machst du das öfter?»

Er zuckt mit den Achseln. «Normalerweise nicht. Ich hab mich heute nicht besonders gut gefühlt. Aber jetzt geht es mir plötzlich schon viel besser.»

Einen Moment lang schweigen sie. Beide haben das Gefühl, sie müssten jetzt eigentlich gehen, doch keiner macht Anstalten dazu. Ein Mädchen in einem marineblauen Dufflecoat läuft vorbei und wirft ihnen einen kurzen Blick zu, dann noch einen: Sie hat Eva erkannt. Es ist diese Girton, die bei der *Othello*-Inszenierung am ADC-Theater, wo David den Iago gab, die Rolle seiner Frau spielte. Sie hatte ein Auge auf David geworfen, was jeder Idiot mitbekam. Doch Eva hat keine Lust, jetzt über David nachzudenken.

«Nun», sagt Eva, «am besten, ich mach mich mal auf den Weg. Vielleicht kann mir ja der Hausmeistersjunge den Reifen flicken.»

«Oder ich mache das. Wir sind sowieso viel näher am Clare als am Newnham. Ich suche mein Flickzeug, kümmer mich um den Reifen, und dann kannst du mir einen Drink ausgeben.»

Sie schaut ihm ins Gesicht, und auf einmal weiß Eva mit einer Gewissheit, die sie sich nicht erklären kann, dass das der Moment ist: der Moment, nach dem nichts mehr so sein wird, wie es vorher war. Sie könnte – nein, sollte – nein sa-

gen, sich umdrehen, ihr Fahrrad durch die spätnachmittäglichen Straßen bis ans Tor des College schieben und dem errötenden Sohn des Hausmeisters ein Trinkgeld von vier Schilling anbieten, damit er ihr hilft. Doch das tut sie nicht. Stattdessen dreht sie ihr Fahrrad in die entgegengesetzte Richtung und läuft neben diesem jungen Mann her, diesem Jim, gefolgt von ihren Schatten, die sich auf dem langen Gras berühren und miteinander verschmelzen.

Zweite Version

Pierrot

Cambridge, Oktober 1958

In der Garderobe sagt sie zu David: «Ich hätte heute beinahe einen Hund mit dem Fahrrad überfahren.»

David blinzelt sie im Spiegel an. Er trägt gerade eine dicke Schicht weiße Schminke auf. «Wann?»

«Auf dem Weg zu Farley.» Seltsam, dass ihr das gerade jetzt wieder einfällt. Es war ziemlich heikel gewesen: Der kleine weiße Hund am Wegrand war nicht ausgewichen, als sie näher kam, sondern ihr sogar noch entgegen gelaufen und hatte dabei mit seinem Stummelschwänzchen gewedelt. Sie wollte schon ausweichen, doch im allerletzten Moment, nur wenige Zentimeter von ihrem Vorderreifen entfernt, war der Hund plötzlich doch noch mit einem ängstlichen Fiepen zur Seite gesprungen. Eva war völlig perplex, bremste stark, jemand rief: «He, können Sie nicht aufpassen, wo Sie hinfahren?» Als sie sich umdrehte, sah sie ein paar Meter entfernt einen Mann in einem sandfarbenen Trenchcoat, der sie zornig anstarrte.

«Tut mir leid», sagte sie, obwohl sie eigentlich hatte sagen wollen: *Nehmen Sie Ihren verdammten Köter gefälligst an die Leine!*

«Alles in Ordnung?» Ein anderer Mann war aus der entgegengesetzten Richtung auf sie zugekommen. Er war jung, in ihrem Alter, trug eine Tweedjacke und einen College-Schal, den er sich lässig um den Hals geschlungen hatte.

«Geht schon, danke», sagte sie förmlich. Während sie wieder aufstieg, begegneten sich kurz ihre Blicke – er hatte ungewöhnlich dunkelblaue Augen mit mädchenhaft langen Wimpern –, und eine Sekunde lang war sie sich sicher, ihn von irgendwoher zu kennen. So sicher, dass sie schon zu

einem kurzen Gespräch ansetzen wollte. Doch dann bekam sie, ebenso schnell, Zweifel, sagte nichts und radelte fort. Als sie einige Zeit später in Professor Farleys Tutorium saß und begann, ihren Aufsatz über die *Vier Quartette* vorzulesen, war ihr das Ganze bereits entfallen.

«Ach, Eva», sagt David jetzt. «Du bringst dich aber auch immer in die absurdesten Situationen.»

«Meinst du?» Stirnrunzelnd denkt sie, wie groß doch der Unterschied zwischen seiner Einschätzung ihrer Person – unorganisiert und liebenswert schusselig – und ihrer eigenen ist. «Es war nicht meine Schuld. Der blöde Kötter ist mir reingelaufen.»

Doch David hört gar nicht zu. Er starrt angestrengt auf sein Spiegelbild, während er die Schminke auf dem Hals verstreicht. Er sieht lustig und melancholisch zugleich aus, wie ein französischer Pierrot.

«Hier», sagt sie. «Da hast du ein bisschen was ausgelassen.» Sie beugt sich vor, reibt mit der Hand an seinem Kinn herum.

«Nicht», sagt er scharf, und sie nimmt die Hand weg.

«Katz.» Gerald Smith steht an der Tür. Wie David trägt er ein langes weißes Gewand, und sein Gesicht ist nicht sehr gleichmäßig weiß geschminkt. «Aufwärmen für die Schauspieler. Ach, hallo, Eva. Könntest du mal Pen holen? Sie muss irgendwo draußen sein.»

Sie nickt. Zu David sagt sie: «Wir sehen uns dann später. Hals- und Beinbruch.»

Er greift sie am Arm, als sie gehen will, und zieht sie an sich. «Tut mir leid», flüstert er. «Sind bloß die Nerven.»

«Ich weiß. Mach dir keinen Kopf. Du wirst großartig sein.»

Er *ist* großartig, wie immer, denkt Eva eine halbe Stunde später. Sie sitzt auf einem der vorderen Plätze und hält die Hand ihrer Freundin Penelope. Während der ersten paar Szenen sind sie immer nervös, können kaum auf die Bühne

schauen. Stattdessen spähen sie ins Publikum, versuchen die Reaktion der Leute einzuschätzen, gehen in Gedanken noch einmal den Text durch, den sie so oft geprobt haben.

In seiner Rolle als Ödipus hat David einen fünfzehnmütigen Monolog. Es hat eine Ewigkeit gedauert, bis er ihn auswendig konnte. Gestern Abend, nach der Kostümprobe, hat Eva bis Mitternacht in der leeren Garderobe mit ihm gepaukt, wieder und wieder, obwohl ihr Aufsatz noch nicht fertig war und sie sich eine weitere Nacht damit um die Ohren würde schlagen müssen. Heute Abend kann sie es kaum ertragen, David zuzuhören, doch seine klare Stimme stockt kein einziges Mal. Sie sieht, wie zwei Männer in der vorderen Reihe sich gebannt vorbeugen.

Hinterher treffen sie sich in der Bar und trinken warmen Weißwein. Eva steht bei Penelope. Sie ist groß, kurvig und hat scharlachrot geschminkte Lippen. Ihre ersten Worte an Eva, beim Erstsemesterdinner über den blitzblank gewischten Tisch hinweg, waren: «Ich weiß nicht, wie es dir geht, aber ich würde jetzt sterben für eine Zigarette!» Susan Fletcher gesellt sich zu ihnen. Sie ist erst kürzlich vom Regisseur des Stückes, Harry Janus, für eine ältere Schauspielerin verlassen worden, die er bei einer Aufführung in London kennengelernt hat.

«Sie ist fünfundzwanzig!», sagt Susan, den Tränen nahe, als sie Harry mit schmalen Augen beobachtet. «Ich hab mir ihr Bild in der *Spotlight* angesehen. Sie sieht phantastisch aus. Wie soll ich da mithalten können?»

Eva und Penelope tauschen einen verstohlenen Blick. Eigentlich sollten sie auf Susans Seite sein, aber sie haben beide das Gefühl, dass die solche Dramen insgeheim genießt.

«Dann halt einfach nicht mit», sagt Eva. «Zieh dich aus dem Spiel zurück. Such dir jemand anders.»

Susan blinzelt sie an. «Du hast gut reden. David ist vollkommen besessen von dir.»

Eva folgt Susans Blick durch den Raum zu David, der ins Gespräch mit einem älteren Mann in Weste und Hut vertieft ist – gewiss kein Student, aber er hat auch nicht das leicht verstaubte Aussehen eines Professors. Vielleicht ist er ein Londoner Agent. Er sieht David mit der Miene eines Mannes an, der damit gerechnet hat, einen Penny zu finden, und auf einmal eine druckfrische Pfundnote in der Hand hält. Und warum auch nicht? David ist wieder in Zivil, das Revers seines Sportjacketts ist lässig arrangiert und sein Gesicht frisch abgeschminkt: groß, gutaussehend, charismatisch.

Während Evas gesamten ersten Studienjahrs war der Name «David Katz» auf den Fluren und in den Gemeinschaftsräumen von Newnham in aller Munde, wurde gewöhnlich in einem erregten Flüstern geäußert. *Er ist jetzt am King's, weißt du. Er ist Rock Hudson wie aus dem Gesicht geschnitten. Er hat Helen Johnson auf Cocktails eingeladen.* Als sie sich dann endlich kennenlernten – er spielte im *Sommernachtstraum* den Lysander und Eva die Herma, in einem frühen Versuch auf der Bühne, bei dem sich ihr Verdacht bestätigte, dass aus ihr nie eine Schauspielerin werden würde –, wusste sie, dass er sie beobachtet hatte und mit dem üblichen Erröten, dem koketten Lachen rechnete. Doch sie hatte nicht gelacht, fand ihn geckenhaft, selbstverliebt. David schien es gar nicht zu bemerken. Als sie alle zusammen nach der Leseprobe im Eagle etwas trinken gingen, hatte er sie nach ihrer Familie gefragt, nach ihrem Leben, und das mit einem Interesse, das vielleicht doch nicht gespielt sein konnte. «Du möchtest Schriftstellerin werden?», hatte er gefragt. «Wie wundervoll.» Er hatte mit geradezu unheimlicher Genauigkeit ganze Szenen aus *Hancock's Half Hour* für sie zum Besten gegeben, bis sie nicht mehr anders konnte als lachen. Ein paar Tage später, nach den Proben, hatte er vorgeschlagen, zu zweit etwas trinken zu gehen, und Eva hatte, in einem plötzlichen Ansturm von Erregung, zugestimmt.

Das war vor sechs Monaten gewesen, um Ostern herum. Sie war sich nicht sicher gewesen, ob ihre Beziehung den Sommer über halten würde. David hatte einen ganzen Monat bei seiner Familie in Los Angeles verbracht (sein Vater war Amerikaner und hatte irgendwelche glamourösen Beziehungen zu Hollywood), und sie selbst hatte bei einer archäologischen Exkursion in der Nähe von Harrogate vierzehn Tage lang im Dreck herumgewühlt (was tödlich langweilig gewesen war, aber immerhin hatte sie in den langen Dämmerstunden zwischen Abendessen und Zubettgehen Gelegenheit zum Schreiben gefunden). Doch er meldete sich oft aus Amerika, schrieb, rief sogar an. Und als er wieder zurück war, war er nach Highgate zum Tee gekommen, hatte ihre Eltern bei Lebkuchen bezaubert und war mit Eva in den Ponds schwimmen gegangen.

An David Katz, fand Eva mittlerweile, war wesentlich mehr dran, als sie zuerst gedacht hatte. Sie mochte seine Intelligenz, seine kulturelle Bildung. Er nahm sie mit zu *Chicken Soup With Barley* im Royal Court, was ihr ausnehmend gut gefiel. David schien mindestens die Hälfte der Besetzung zu kennen. Ihr gemeinsamer familiärer Hintergrund machte alles leichter. Die Familie seines Vaters war von Polen in die USA ausgewandert, die seiner Mutter von Deutschland nach London, und sie wohnten in einer ansehnlichen edwardianischen Villa in Hampstead, durch den Park einen Katzensprung entfernt vom Haus ihrer Eltern.

Und dann war da auch noch, wenn Eva ganz ehrlich war, sein Aussehen. Sie selbst war nicht gerade eitel. Von ihrer Mutter hatte sie zwar ein gewisses Stilempfinden geerbt – ob es nun um den Schnitt einer Jacke oder die Einrichtung eines Zimmers ging –, aber man hatte ihr auch schon früh beigebracht, den Intellekt höher zu schätzen als körperliche Schönheit. Und doch genoss Eva, wie sich die meisten Köpfe drehten, wenn David den Raum betrat. Wie allein seine Anwesenheit auf einer Party den Abend irgendwie strah-

lender und aufregender machte. Bis zum Herbstsemester waren sie ein Paar geworden – sogar ein gefeiertes, mitten in Davids illustrem Bekanntenkreis aus frischgebackenen Schauspielern, Theaterautoren und Regisseuren –, und Eva war hin und weg von seinem Charme und seinem Selbstvertrauen, von den Flirtversuchen seiner Freunde, von deren Insiderwitzen und unerschütterlichem Glauben an den eigenen Erfolg.

Vielleicht entsteht Liebe ja genau so, schrieb sie damals in ihr Notizbuch: *aus diesem unmerklichen Übergang von bloßer Bekanntschaft zu Intimität*. Eva ist nicht gerade erfahren mit Männern. Den einzigen Freund, den sie vorher hatte, Benjamin Schwartz, hatte sie bei einer Tanzveranstaltung an der Highgate Boys' School kennengelernt. Er war schüchtern, hatte den Blick einer Eule und war der felsenfesten Überzeugung, eines Tages ein Mittel gegen den Krebs zu entdecken. Er hatte niemals mehr versucht, als sie zu küssen oder ihre Hand zu halten. Oft fühlte sie in seiner Anwesenheit Langeweile aufkommen, wie ein unterdrücktes Gähnen. David hingegen ist nie langweilig. Er ist voller Energie, ein Mensch in Technicolor.

Jetzt, quer durch die Bar des ADC, begegnen sich ihre Blicke. Er lächelt, haucht ein «Tut mir leid».

Susan bemerkt es und sagt: «Siehst du?»

Eva nippt an ihrem Wein und genießt dieses verbotene Gefühl, auserwählt zu sein; etwas, das köstlich und begehrt ist, in greifbarer Nähe zu haben, als müsste sie nur die Hand danach ausstrecken.

Als sie David zum ersten Mal in seinem Zimmer am King's College besuchte (es war ein schwülheißer Junitag, am Abend würden sie zum allerletzten Mal zusammen im *Sommernachtstraum* auftreten), hatte er sie vor seinen Badezimmerspiegel geführt, als wäre sie ein Mannequin. Dann war er hinter sie getreten, hatte ihr Haar so zurecht-

geschoben, dass es ihr in großen Wellen über die nackten Schultern fiel, denn sie trug ein ärmelloses Baumwollkleid.

«Siehst du, wie schön du bist?», sagte er.

Eva hatte ihr zweiköpfiges Spiegelbild durch seine Augen erblickt, wusste plötzlich genau, was er meinte, und hatte einfach gesagt: «Ja.»

Dritte Version

Herbst

Cambridge, Oktober 1958

Er sieht sie von weitem fallen: ganz langsam, bedächtig, wie in einer Abfolge von Einzelbildern. Ein kleiner weißer Hund, ein Terrier, der am Wegesrand schnüffelt, hebt den Kopf und schickt seinem Herrchen, einem Mann im sandfarbenen Trenchcoat, der bereits ein gutes Stück voraus ist, ein vorwurfsvolles Bellen hinterher. Die junge Frau kommt angeradelt. Sie ist viel zu schnell, das dunkle Haar flattert hinter ihr wie eine Fahne. Er hört, wie sie das helle Geräusch ihrer Fahrradklingel mit ihrer Stimme übertönt: «Weg da!» Doch der Hund, angelockt von irgendeiner Attraktion, denkt gar nicht daran, ihr auszuweichen, sondern läuft ihr schnurstracks direkt vor den Vorderreifen.

Die Frau weicht aus, kommt vom Weg ab, gerät ins Straucheln und fällt zu Boden. Sie landet mitten im hohen Gras, sie verdreht sich den Fuß, der in einem seltsamen Winkel absteht. Jim, der mittlerweile nur noch ein paar Meter entfernt ist, hört sie auf Deutsch fluchen: «*Scheiße*.»

Der Terrier wartet einen Moment, wedelt betrübt mit dem Schwanz und flitzt dann seinem Herrchen hinterher.

«He, alles in Ordnung?»

Die Frau schaut nicht auf. Jetzt kann er aus der Nähe sehen, dass sie klein und schmal ist, etwa in seinem Alter. Ihr Gesicht ist hinter den Haaren verborgen.

«Ich bin mir nicht sicher.»

Ihre Stimme klingt atemlos, abgehackt: der Schock natürlich.

Jim verlässt den Weg, geht auf sie zu. «Ist was mit deinem Knöchel? Möchtest du mal versuchen, ob du ihn belasten kannst?»

Und da ist ihr Gesicht: schmal, wie der ganze Rest von ihr. Ihre flinken Augen mustern ihn abschätzend, ihre Haut ist dunkler als seine, leicht gebräunt. Er hätte sie für eine Italienerin oder Spanierin gehalten, niemals für eine Deutsche. Sie nickt, zuckt leicht zusammen, als sie versucht hochzukommen. Sie reicht ihm nur bis knapp unter die Schulter. Eine Schönheit ist sie vielleicht nicht, aber sie kommt ihm irgendwie bekannt vor, vertraut. Nein, er kennt sie ganz bestimmt nicht. Jedenfalls noch nicht.

«Dann ist also nichts gebrochen.»

Sie schüttelt den Kopf. «Scheint nicht so. Es tut ein bisschen weh. Aber ich werd's wohl überleben.»

Jim versucht zu lächeln, sie erwidert es nicht recht. «Das war ein ganz schöner Sturz. Bist du irgendwo gegengefahren?»

«Ich weiß nicht.» An ihrer Wange klebt etwas Dreck. Er muss gegen den Impuls ankämpfen, ihn wegzuwischen. «Muss ja eigentlich sein. Normalerweise fahre ich eher vorsichtig. Der Hund ist mir genau reingelaufen.»

Er blickt auf ihr Fahrrad, das wie besiegt am Boden liegt. Ein paar Zentimeter vom Vorderreifen entfernt liegt ein großer grauer Stein, kaum sichtbar im Gras. «Da ist er ja, der Übeltäter. Du musst mit dem Reifen drübergefahren sein. Soll ich mal nachschauen? Ich hab Flickzeug dabei.» Er nimmt sein Buch in die eine Hand – eine Ausgabe von *Mrs. Dalloway*, die er auf dem Nachttisch seiner Mutter gefunden hat, als er gerade fürs Herbstsemester packte; er hat es sich von ihr ausgeliehen, weil er hoffte, durch die Lektüre etwas über ihren Geisteszustand zu erfahren. Mit der anderen Hand greift er in seine Jackentasche.

«Das ist sehr nett von dir, aber wirklich, ich krieg das schon ...»

«Es ist das Mindeste, was ich tun kann. Unglaublich, dass sich der Hundebesitzer nicht mal mehr umgeschaut hat. Nicht gerade galant, oder?»

Jim schluckt, denn er hat soeben angedeutet, dass *seine* Absichten durchaus galant waren. Der Held der Stunde scheint er aber nicht zu sein, sein Flickzeug ist nämlich nicht da. Er kramt in der anderen Tasche, doch dann fällt es ihm wieder ein: Veronica. Als er sich heute Morgen in ihrem Zimmer auszog, hatte er den gesamten Inhalt seiner Taschen auf ihre Spiegelkommode gelegt. Später hatte er dann nur seine Briefftasche, die Schlüssel und etwas Kleingeld eingesteckt. Das Flickzeug musste folglich noch dort liegen, zwischen ihren Parfümfläschchen, ihren Strassketten, ihren Ringen.

«Ich fürchte, ich habe gerade zu viel versprochen. Keine Ahnung, wo das Flickzeug ist. Tut mir leid, ich habe es sonst immer dabei.»

«Auch wenn du nicht mit dem Rad unterwegs bist?»

«Ja. Man soll im Leben auf alles vorbereitet sein. Und normalerweise bin ich das auch. Mit dem Rad unterwegs, meine ich.»

Sie schweigen einen Moment lang. Sie hebt den linken Fuß, lässt ihn langsam kreisen. Die Bewegung ist geschmeidig, elegant, wie bei einer Tänzerin.

«Wie fühlt es sich an?» Es überrascht ihn selbst, wie sehr er das wirklich wissen will.

«Es schmerzt ein bisschen.»

«Vielleicht solltest du zum Arzt gehen.»

Sie schüttelt den Kopf. «Ich bin mir sicher, etwas Eis und ein ordentlicher Gin tun es auch.»

Er betrachtet sie, wird nicht recht schlau aus ihr. Sie lächelt. «Dann bist du Deutsche?», fragt er.

«Nein.»

Mit so einem strengen Ton hat er nicht gerechnet. Er blickt zur Seite. «Oh. Tut mir leid. Ich hab dich fluchen hören. *Scheiße*.»

«Du sprichst Deutsch?»

«Eigentlich nicht. Aber ich kann ‹Scheiße› in zehn Sprachen.»

Sie lacht und zeigt eine beachtliche Reihe von schneeweißen Zähnen. Vielleicht doch zu gesund, denkt er, um mit Bier und Sauerkraut aufgewachsen zu sein.

«Meine Eltern sind Österreicher.»

«*Ach so.*»

«Du kannst es also doch!»

«*Nein, Liebling.* Nur ein bisschen.»

Während er ihr ins Gesicht blickt, wird Jim klar, wie gern er sie zeichnen würde. Er sieht sie beide mit ungewohnter Lebhaftigkeit vor sich: sie, lesend auf einer Ottomane zusammengerollt, ein Lichtstrahl fällt auf ihr Haar; er mit dem Zeichenblock, vollkommene Stille in dem hellen Raum bis auf das Kratzen des Bleistifts auf Papier.

«Studierst du auch Englisch?»

Ihre Frage holt ihn in die Wirklichkeit zurück: Dr. Dawson in den Sälen des Old Court, seine Kommilitonen aus dem Tutorium mit den fleischigen Gesichtern und dem akkurat gekämmten Haar, wie sie sich eifrig Notizen zum Thema «Ziele und Angemessenheit des Deliktrechts» machen. Er ist schon spät dran, aber es ist ihm egal.

Er blickt auf das Buch in seiner Hand und schüttelt den Kopf. «Jura, tut mir leid.»

«Oh. Ich kenne nicht viele Männer, die zum Vergnügen Virginia Woolf lesen.»

Er lacht. «Ich hab's nur dabei, um etwas anzugeben. Es eignet sich super, um bei schönen Anglistinnen zu punkten. Die Frage ‹Findest du *Mrs. Dalloway* nicht auch großartig?› kommt anscheinend immer gut an.»

Sie lacht mit ihm, und er betrachtet sie noch einmal genauer. Ihre Augen sind nicht wirklich braun, an der Iris sind sie fast schwarz, am Rand eher grau. Den Ton hat er auf einem Gemälde seines Vaters gesehen: eine Frau mit englischem Himmel im Hintergrund. Mittlerweile weiß er, dass

es sich bei der Frau um Sonia handelt; der Grund, warum seine Mutter das Bild nicht an der Wand haben will.

«Und du?», fragt er.

«Was denn?»

«Findest du *Mrs. Dalloway* nun großartig oder nicht?»

«Absolut.» Kurzes Schweigen. Dann: «Du kommst mir irgendwie bekannt vor. Ich dachte, ich hätte dich vielleicht in einer Vorlesung gesehen.»

«Höchstens, wenn du heimlich in Watsons spannende Vorlesungsreihe über römisches Recht reinhörst. Wie heißt du eigentlich?»

«Eva. Eva Edelstein.»

«Aha.» Es ist der Name einer Opernsängerin, einer Ballerina, und passt nicht recht zu dieser schwächtigen Frau, deren Gesicht er, das weiß Jim, später zeichnen und dann seine Konturen verwischen wird: die kantigen Wangenknochen, die tiefliegenden Augen mit den dunklen Schatten darunter. «Den hätte ich mir bestimmt gemerkt. Ich heiße Jim Taylor. Zweites Studienjahr, Clare. Ich würde sagen, du bist ... am Newnham. Stimmt's?»

«Volltreffer. Auch im zweiten Jahr. Ich bin gerade dabei, mir ziemlichen Ärger einzuhandeln, weil ich ein Tutorium über Eliot verpasse. Dabei habe ich meinen Aufsatz gestern Nacht noch fertiggekriegt.»

«Doppelt ärgerlich. Aber ich bin mir sicher, unter diesen Umständen wird man dir verzeihen.»

Sie blickt ihn an, den Kopf zur Seite geneigt. Aus ihrem Gesichtsausdruck könnte er nicht schließen, ob sie ihn interessant findet oder bloß sonderbar. Vielleicht fragt sie sich auch nur, warum er noch da ist. «Ich müsste eigentlich auch in einem Tutorium sein», sagt er. «Aber ich hatte mir sowieso überlegt, heute nicht hinzugehen.»

«Machst du das öfter?» Da ist er wieder, dieser strenge Unterton. Er möchte ihr erklären, dass er eigentlich nicht einer von denen ist, die ihr Studium vernachlässigen, ob

nun aus Faulheit, Antriebslosigkeit oder aus dem dünkelfahnten Gefühl heraus, es nicht nötig zu haben. Er möchte ihr so gerne sagen, wie es sich anfühlt, wenn man einen Lebensweg eingeschlagen hat, den man sich nicht selbst aussuchen konnte. Aber das geht natürlich nicht.

«Normalerweise nicht. Ich hab mich heute nicht besonders gut gefühlt. Aber jetzt geht es mir plötzlich schon viel besser.»

Einen Moment lang hat es den Anschein, als wäre damit alles gesagt. Jim weiß schon, was jetzt kommen wird: Sie wird ihr Fahrrad aufheben, sich umdrehen und es zurück zum College schieben. Er sucht verzweifelt nach irgendetwas, womit er sie aufhalten kann. Doch noch geht sie nicht. Sie schaut an ihm vorbei. Er folgt ihrem Blick und sieht ein Mädchen in einem marineblauen Dufflecoat, das sie anstarrt und dann hastig weitergeht.

«Kennst du die?», fragt er.

«Flüchtig.» Etwas an ihr hat sich verändert, er kann es spüren. Sie macht zu. «Ich muss jetzt weiter. Ich bin später noch mit jemandem verabredet.»

Ein Mann – natürlich gibt es da einen Mann. Langsam steigt Panik in ihm auf. Nein, er darf und wird sie nicht gehen lassen. Er streckt die Hand aus, berührt ihren Arm. «Geh nicht. Komm mit mir. Ich kenne da einen Pub. Da gibt's jede Menge Eis und Gin.»

Er lässt die Hand auf dem rauen Baumwollstoff ihrer Bluse ruhen. Sie schüttelt sie nicht ab, sondern betrachtet ihn nur mit diesen wachsamen Augen. Er ist sich sicher, dass sie nein sagen und weggehen wird. Doch dann sagt sie: «Na gut. Warum nicht?»

Jim nickt, mit einer gespielten Lässigkeit, die er gar nicht empfindet. Er hat einen Pub in der Barton Road im Kopf, und er wird dieses verdammte Rad wenn nötig eigenhändig dorthin schieben. Er kniet sich hin, schaut sich das Fahrrad an. Ein Schaden ist nicht zu sehen, bis auf einen schmalen,

spitz zulaufenden Kratzer am vorderen Schutzblech. «Sieht nicht so schlimm aus», sagt er. «Ich schiebe es für dich, wenn du magst.»

Eva schüttelt den Kopf. «Danke, aber das schaff ich schon.»

Und dann gehen sie gemeinsam los, verlassen die vertrauten nachmittäglichen Pfade und tauchen ein in die Dämmerung, jenes schummrige Grenzland, wo ein Weg eingeschlagen und ein anderer verpasst wird.

[...]